

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 132

Posen, den 12. Juni 1929

3. Jahrg.

Der Mann seiner Frau.

Die Geschichte einer jungen Ehe.

Von Otto Krad.

(29. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sie mußte sich zusammennehmen, überlegen, sich alles ins Gedächtnis zurückrufen —

Sie hatte ihn nicht gesehen, den ganzen Morgen nicht — hatte nach ihm ausgeschaut und gewartet, bis er endlich kam — kurz vor Mittag —. Er schien nicht in bester Stimmung, nicht gut aufgelegt zu sein — das merkte sie gleich, wie er eintrat — sah sie ihm am Gesicht an, aber sie wollte tun, als ob nichts wäre — wollte ganz unbefangen scheinen, wollte ihm erzählen, ihn unterhalten — das würde ihn schon ablenken, auf andere Gedanken bringen. —

Und so hatte sie angefangen — sie entsann sich genau — von Werner und Sibylle — von ihrem Gastspiel und ihrer bevorstehenden Reise — von der Einsamkeit, in der sie zurückblieben — von dem nahen Herbst — von seinem Arbeiten draußen, das nun bald aufhörte — und da hatte sie's gesagt: „Muschik — armer Muschik —!“

Was war dabei —? Was hatte er —? Sie hatte ein Buch gelesen — ein russisches Buch, in dem das Wort vorkam, und das war ihr im Gedächtnis geblieben, hatte ihr gefallen — sie wußte selbst nicht warum. Und es war doch nicht das erstemal — sie hatte es doch öfter gesagt, und er hatte nichts dabei gefunden, hatte es ruhig lächelnd hingenommen. — Warum auch nicht —? Sie hatte doch nichts Arges im Sinn, meinte es nicht böse — es war doch ein Rosenname, ein Ausdruck der Zärtlichkeit — oder sollte es sein —

Ganz ahnungslos war sie . . .

Und da kam es, traf es sie — plötzlich, jäh, unerwartet — wie etwas Schreckliches, Furchtbares, wie ein Schicksalsschlag, mitten in ihrem Frieden, ihrem Glück . . . Sie sah wieder, wie er den Kopf herumwarf, ihr einen Blick zuschleuderte, sah, wie er aufsprang, einen Gegenstand vom Tisch griff, sah sein verzerrtes Gesicht, das Gelbe in seinen Augen, hörte seine donnernde, dröhnende Stimme, daß sie erschreckt zusammenfuhr, eine namenlose Angst sie ergriff . . .

War es möglich, auch nur denkbar, daß ein Mensch sich so verändern, so verwandeln konnte —? In einem Augenblick —? In einer Sekunde —?

Sie schüttelte den Kopf, begriff es nicht, stand vor einem Rätsel . . .

Konnte man sich einen ruhigeren Mann denken? Immer gleichmäßig friedlich, freundlich, beherrscht, dabei etwas schwerblütig, schwerfällig, bedachtsam? Sie dachte zurück, ging die Jahre durch und konnte sich nicht entsinnen, daß er je heftig, gallig, zornig, böse geworden war, ihr gegenüber auch nur ein unüberlegtes, heftiges Wort gebraucht, auch nur eine Erregung gezeigt hatte —

Er war ihr immer erschienen wie die Ruhe, der Friede selbst. Wie ein stiller, klarer, hellerer Sommertag mit ewig blauem Himmel, den keine Wolke trübt . . .

Und nun mit einemmal dieser Umschlag, dieser Wechsel — wie ein Unwetter, das plötzlich unbemerkt heraufzieht mit unheimlicher, überraschender Geschwindigkeit und über die arglose Welt hineinbricht mit Sturm und Donner und Blitz, Vernichtung, Verderben im Schoß . . .

Das hatte sie erfahren, fühlen müssen. Heute. In dieser

Stunde. Und in ihr war etwas geknickt, zerbrochen, zerstört: ein kindlicher Glaube, eine kindliche Zuversicht.

Es war nicht alles, wie sie hoffte und träumte. Sah anders aus in der Welt. Stand anders mit den Menschen.

Auch mit ihm — mit ihrem Mann. Auch in ihm ein Geheimnisvolles, Dunkles, Abgründiges, das in den Tiefen der Seele, im Unbewußten geruht, geschlummert hatte, verstedt und verschlossen, bis eine Stunde kam, ein Erleben, das es aufwühlte und ans Licht brachte — wie ein gewaltiger Sturm, der das Meer aufpeitscht und ans Ufer wirft, was sein Grund birgt . . .

Hatte sie ihn gekannt —? Ach nein —. Nur die Oberfläche. Das Äußere. Das Alltägliche. Nichts von dem, was dahinter lag. Hinter dem Schein, der Erscheinung. Nichts von seinem Ich, von seinem ureigenen Wesen, das ihn kennzeichnete, ihn sonderte und unterschied von allen, die neben ihm lebten.

Aber nun kannte sie ihn und sah ihn in einem anderen Licht. Sah den anderen Menschen in ihm. Den starken. Den Mann. Den Herrn. Und sie wurde klein, wurde still, hatte Furcht vor ihm . . .

Dieser Tag, diese Stunde war eine Wende, ein Abschnitt in ihrem Leben. Das fühlte sie, wußte sie . . .

Aber wo er nur war —? Nur blieb —? Warum kam er nicht —? Sprach nicht mit ihr —? Er mußte doch — sie beide mußten doch —!

Sie legte die Hände auf die Lehnen, stützte sich, erhob sich machte ein paar Schritte — ganz leise — warf einen Blick in sein Zimmer — die Tür war offen wie immer — vielleicht saß er da — war eingetreten, ohne daß sie es gehört hatte. Aber nein — alles leer — er war nicht da. Sie blieb stehen lauschte — ob er noch nebenan war im Schlafzimmer —?

Sonderbar — kein Laut — nichts rührte sich —.

Sie trat ans Fenster, sah in den Park — ging an sein Fenster, sah in den Garten — auf den See hinaus — vor ihm keine Spur . . . Sie setzte sich wieder in ihre Ecke, lehnte sich zurück in den Stuhl. —

Wo mochte er sein —? Vielleicht drüben im Wald — daß er sich auslaufen wollte — zur Ruhe kommen. — Oder nebenan —? Bei Wolbes —? Nein, das glaubte sie nicht — in seiner Stimmung — nein, so war er nicht . . .

Was sollte sie tun —? Das Mädchen fragen —? Elise mußte es ja wissen, wenn er gegangen war, wohin er gegangen war — aber nein, lieber nicht — lieber warten bis zum Kaffee — die kleine Stunde — dann kam er ja — mußte er ja kommen —.

Sie stand wieder auf, nahm ein Buch, versuchte zu lesen, sich abzulenken. Aber sie konnte sich nicht fassen, sammeln. Die Buchstaben liefen durcheinander, verschwommen vor ihren Augen. Sie blätterte, ließ das Buch sinken, hielt es auf ihrem Schoß. Die Gedanken kamen wieder über sie, beunruhigten, quälten sie . . .

Bis das Mädchen kam und leise klopfte . . .

Sie legte das Buch fort, stand auf, ging zur Tür. Ob er da war —? Schon am Tisch saß —?

Sie fühlte, wie ihr Herz schlug, fühlte, wie ihr die Knie zitterten. Langsam, Schritt für Schritt ging sie hinaus, über die Diele, öffnete die Tür ein wenig und sah durch den Spalt. Überflog mit einem Blick das Zimmer. Da der Tisch — mit der bunten Decke — dem großen, frischen Blumenstrauß — die beiden Tassen — die beiden kleinen Teller — aber niemand da, sein Stuhl leer . . .

Sie setzte sich an ihren Platz. Klingelte. Das Mädchen mit dem Kaffee.

„Dante, Elise. Der Herr noch nicht da —?“

„Nein, Frau Doktor —“

Sie tat unbefangen, schenkte sich ein, fragte wie beiläufig:

„So — Er ist wohl fortgegangen —“

„Ich weiß nicht — ich hab' nur geseh'n, wie der Herr aufstand — gleich nach Tisch — und wegging — ich glaub' in den Wald hinüber —“

Sie nahm von dem Gebäck, legte es auf den Teller, zerbrach es. „Und ist noch nicht zurück —?“

„Nein, Frau Doktor —“

„Und hat auch nichts gesagt —?“

„Nein, Frau Doktor —“

„Dante, Elise —“

Sie legte das Gebäck auf den Teller, schob es beiseite, setzte sich zurück. Sah jeden Augenblick nach der Tür. Horchte auf jeden Schritt. Horchte hinaus.

Ihr war sonderbar, eigentümlich. Zum erstenmal, daß sie allein war bei Tisch. Allein, ohne ihn. Noch war er nie ausgeblieben — hatte sie nie warten lassen, solange sie hier draußen waren — saß ihr immer gegenüber — morgens, mittags, nachmittags, abends —

Und heute, gerade heute — nachdem das Geschehen war — warum kam er nicht —? Was hieß das —? Bedeutete das —?

Sie wurde unruhig, stellte sich ans Fenster, spähte in den Park — zwischen den Bäumen hindurch — nach dem Wald hinüber — ging nebenan — durch die Diele — trat hinaus — in den Garten — hinunter — suchte umher — umsonst. Von ihm nichts zu sehen und zu hören . . .

Als sie zurückging, wieder im Wohnzimmer stand, kam das Mädchen herein.



„Ein Brief, Frau Doktor —“

„Jetzt —? Um diese Zeit —? Von der Post —?“

„Nein, er ist abgegeben — ein Bote war da —“

„Ein Bote —?“

„Ja, drüben von der Bahn — ein Beamter —“

„So — so — danke —“

Sie stand da, hielt den Brief, warf einen Blick darauf.

„Frau Erila Santow —“ Von ihm — von ihrem Mann — Seine Schrift —

Ihr war, als verging ihr der Atem, als stände ihr das Herz still . . .

Sie sah sich um, drehte den Brief in der Hand, wagte ihn nicht zu öffnen. Nein, hier nicht — drüben — ja, drüben in ihrem Zimmer — wo niemand kam — keiner sie belauschte — wo sie allein war — ganz allein und ungestört —

Sie ging hinüber, schloß die Türen,riegelte sich ein, nahm das Papiermesser vom Schreibtisch, setzte sich ans Fenster, öffnete den Brief, fing an zu lesen.

Aber sie konnte nicht — ein Flimmern vor den Augen — ein Zittern in den Händen — ein Schlucken im Hals — sie

ließ das Blatt sinken — mußte sich erst besinnen — erst Fassung gewinnen — erst Mut und Kraft schöpfen —

Denn sie fühlte — dumpf und dunkel — sie brauchte Mut und Kraft — mußte sich wappnen und rüsten, sich vorbereiten auf das, was kam — es war nichts Gutes, nichts Fröhliches, Frendiges, was da geschrieben stand — nein, es war etwas Schlimmes, etwas Horres, Grausames . . .

Aber sie mußte es hören, es wissen und mußte es ertragen.



Langsam hob sie das Blatt, das unselige Blatt mit Zittern und Zagen und Los:

„Liebe Erila!

Zuerst muß ich Dich um Entschuldigung bitten, daß ich mich zu einer Heftigkeit Dir gegenüber habe hinreißen lassen und die Achtung verletzt habe, die Mann und Frau einander schuldig sind. Du hast nichts getan, was meine Handlungsweise hätte rechtfertigen können, und darum war es ungerrecht von mir, und ich bedaure es. Es drängt mich, Dir das zu sagen, damit keine falsche Meinung zwischen uns Platz greift. Vergib mir also —!

Du warst auch verwundert, warst vielleicht erschrocken, weil es Dir unerwartet oder überraschend kam. In einem solchen Zustand hast Du mich nie gesehen, solange wir zusammen sind und ein gemeinsames Leben führen, und stehst vielleicht vor einer Frage, auf die Du keine Antwort hast, vor einem Rätsel, das Du nicht lösen kannst.

Ich habe versucht — schon vor langer Zeit — und mehr als einmahl — Dir meine Ansichten auseinanderzusetzen, meine Anschauungen klar zu machen, um eine Änderung anzubahnen, um Verhältnisse zu schaffen, die mir das Dasein erträglich machen. Ich habe Dir gesagt, was mir fehlt und fehlen muß — habe Dir die ewig blutende Wunde gezeigt, an der ich leide, die ich mit mir herumschleiere. Aber Du hast es nicht ernst genommen, bist darüber hinweggegangen, als ob es eine Laune, eine Stimmung wäre, die kommt und schwindet; hast mich im Innern vielleicht verlacht und verspottet — ich weiß es nicht — und hast nicht gespürt, daß es mein Innerstes und Bestes, daß es das Mark meines Lebens war . . .

Du hast mir nicht geglaubt, und darum will ich es Dir noch einmal erklären. Vielleicht, daß Du jetzt anderen Sinnes wirst und glaubst, was ich Dir sage.

Ich bin überzeugt — heute wie immer — daß Du nur das Beste gewollt, es nur gut gemeint hast. Daß alles aus einem ehrlichen, lieben Herzen gekommen ist. Aber gut gemeint, ist nicht gut getan. Gedanken und Taten sind nicht eins.

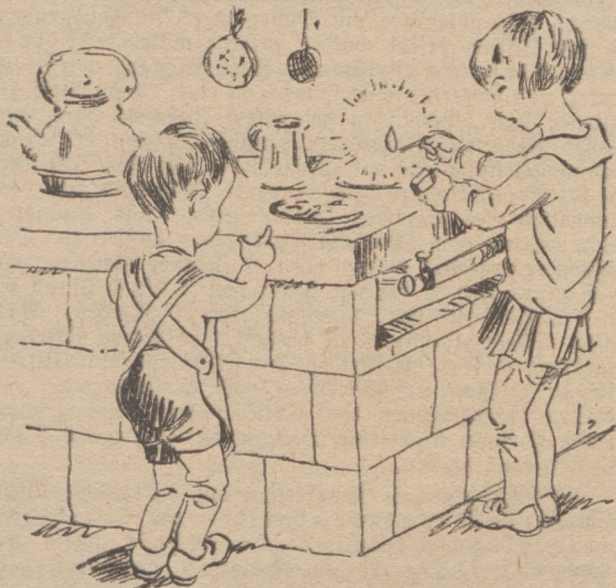
Du wolltest mich von allen Sorgen und Lasten befreien, wolltest mir Ruhe schaffen, ein friedliches, behagliches, gnußreiches Leben — fern von allem Hasten und Zagen — draußen auf dem Land — in Zurückgezogenheit und Stille — wo nichts uns stört und plagt — uns trennt und scheidet — wo einer dem anderen gehört — ganz und gar — Tag und Nacht — ein Jahr und alle Jahre.

(Fortsetzung folgt.)

Hüte dein Kind!

Die vorzügliche Mutter der beste Schutz für das Kind.

Das Spiel ist des Kindes größte Lust und sein größtes Feind. Im Spiel stürzt es aus dem Fenster, im Spiel stolpert es über einen Kessel voll heißen Wassers, im Spiel steckt es das Haus, den Wald oder sich selbst in Brand, bringt den Gasherd zur Explosion oder verbrennt sich am heißen Bügeleisen.

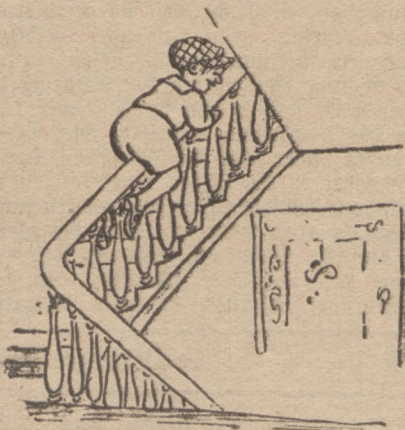


Die Erwachsenen sind meistens sehr verwundert darüber, daß ein Kind so etwas tun konnte. Geht es glimpflich ab, jammert die Mutter: Aber Kind, wie konntest du es bloß tun, du weißt doch, daß das Bügeleisen heiß war! — Das ist es eben: Das Kind weiß es nicht. Oder vielmehr: wenn es selbst weiß, so denkt es nicht daran. Darum muß es wieder und wieder ermahnt werden, und zwar so freundlich und gleichzeitig eindringlich, daß es das Verbot nicht als eine allzu große Härte des Erziehers ansieht, der einem das Vergnügen vielleicht nicht „gönnt“. Das Kind ist eben unmündig und hilflos, solange es klein ist, wie ein Tier, Sache der Mutter ist es, Beschützerin des Unmündigen zu sein. Was nützt es schließlich, wenn sie dem Kind Vorhaltungen macht, wenn das Unglück längst geschehen ist. Nicht umsonst heißt es: Wenn das Kind in den Brunnen gefallen ist, deckt man ihn zu. Man muß das Kind warnen und eventuell die Gefahr beseitigen, ehe es zu spät ist, und wenn dem größeren Kinde die Gefahr eindringlich vor Augen geführt wird, wird es in den meisten Fällen, besonders wenn man sich an seine „Verständigkeit“ wendet, sich in acht nehmen. Trotzdem aber müssen die Augen der Mutter überall sein. Wenn sie Charakter und Temperament ihres Kindes kennt, wird sie schon ahnen, auf welche ausgefallenen Ideen es kommen kann.

Eine Mutter muß konsequent sein. Wenn sie die Last und Mühen scheut, die bei der Aufzucht eines Kindes ungeheuer groß sind, dann sollte sie lieber mit Rücksicht auf sich und ihre Nachkommen-

schaft auf Kinder verzichten. Ist ihr aber das Glück gegeben, Kinder zu haben, dann muß sie jeden Augenblick dessen eingedenk sein, daß die Kinder Anspruch auf alle Aufmerksamkeit, Rücksicht, Liebe und Zärtlichkeit haben, deren eben so ein hilfloses Wesen bedarf. Und dazu gehört in erster Linie, daß das Kind vor körperlichen und geistigen Schäden behütet werden muß, und meistens gehen diese beiden Nebel

Nur durch Aufmerksamkeit und wieder durch Aufmerksamkeit kann man vorbeugen, in einigen Fällen auch durch



die Anwendung mechanischer Schutzmaßnahmen. Da gibt es zum Beispiel für Treppengelände, die so gern als Rutschbahn benützt werden, nette kleine Schrauben, die in gleichmäßigen Abständen angebracht auch dem eingeleistesten Kletterkünstler das Herunterrutschen verhindern. In vielen Schulen hat man sie angebracht, zwar zum Aerger, aber doch zum Heile der Kinder. Da gibt es wiederum sehr praktische Gitter, die vor den Fenstern der Kinderstube angebracht werden können, die dem Kind das Heraussehen gestatten und doch das Herausfallen verhindern. Da gibt es tausend kleine Dinge, die man berücksichtigen kann und die schweres Unheil verhüten. Da ist die große Gefahrenzone der Küche, die bekanntermaßen die größte Anziehungskraft auf die Kleinen ausübt. Es ist herrlich, der Atmosphäre der Zimmer zu entrinnen, die geschont werden sollen, wo man Decken nicht beschmutzen, Gläser nicht anfassen und auf Stühlen und Tischen nicht schnitzeln darf. In der Küche hört dieser Bann meistens auf, man kann sich da tummeln und breitmachen. Das hat sich natürlich bei den Kindern herumgesprochen, und außerdem bevorzugen sie diesen Raum auch schon der kleinen abfallenden Nähe wegen. Wer wäre nicht selig, die Puddingschüssel ausleeren oder das Geleeglas leeren zu dürfen. In der hochgeschätzten Küche aber drohen die Messer und Gabeln, die Streichhölzchen, die Bügeleisen und Wasserkessel, und es bleibt nur übrig, das Kind aus der Küche zu verbannen, damit es unbeobachtet in der Stube noch größere Schandtaten anrichten kann, oder es ständig unter Aufsicht neben sich zu haben.

Schon aus diesen Gründen ist es gut, die Küchen so praktisch wie möglich einzurichten, und alles in Schränken zu verschließen, nicht, wie früher, alle möglichen Gegenstände zur Parade an den Wänden zu halten, was auch aus hygienischen Rücksichten unangebracht ist. Wenn die Streichhölzchen stets hochgelegt, alle spitzen und scharfen Gegenstände fortgeräumt werden, ist schon viel getan. Man stellt keine offenen Gefäße mit heißem Wasser auf den Küchenboden, wenn man kleine Kinder hat, man behält auch das Bügeleisen, das man einen Augenblick weggestellt hat, im Auge. Wie oft sieht man Kinder mit diesen Dingen hantieren, und nimmt man etwa diese Sachen dem Kinde aus der Hand, oder verwarnt es, dann kann man die Mutter beleidigt sagen hören: „Oh, mein Kind ist geschickt, dem passiert nichts.“

Es ist ja möglich, daß nichts passiert und daß das Kind ein stilles und vorsichtiges Kind ist, aber auch dem geschicktesten Erwachsenen begegnet einmal ein Unfall, geschweige denn einem Kind. Der Erwachsene ist selbst verantwortlich für sein Tun und sein Wohl und Behe. Für die unmündigen Kinder aber ist der beste Anwalt die vorzügliche Mutter.

Margarete Kauffmann.

Badeanzüge für „Nichtbader“.

Dem guten Schwimmer geht das — Schwimmen über die Mode.

Wer der Meinung ist, zum Baden brauche man nichts als Badeanzug, Badekappe und -mantel, der hüte sich, diese Meinung vor einer modernen jungen Dame laut werden zu lassen, wenn er nicht als total veraltet ausgelacht werden will. Wer modernes Badeleben am Strande der Ost- oder Nordsee oder der viel besuchten Binnenseen nicht nur als Afschenbrödel mitmachen will, der braucht allerhand reizenden Kram, der ebenso bezaubernd wie — für das eigentliche Baden — überflüssig ist. Aber, ist es nicht eigentlich langweilig, sich stundenlang in ein und demselben Aufzug zu zeigen? Denn — nebenbei bemerkt — auf das Sich-zeigen und auf das Gesehenwerden kommt es ja viel mehr an als auf das Baden selbst.

Zum Sonnenbad, das sich ja an der See so ziemlich den ganzen Vormittag über ausdehnt, tritt nicht der Badeanzug, sondern zunächst ein Strandanzug in Aktion, ein schlafanzugähnliches Gebilde aus irgendeiner leichten Seide mit langen Hosen oder ein phantasievoller Luftanzug mit kurzen Hosen. Auf dem Kopfe sitzt flott ein „Bobbycap“ — einen hochtrabenden fremdländischen Namen muß das Ding schon haben —, ein kleines Mützchen mit aufgeschlagenem Rand, oder ein großer runder, am Rande aus-

gefränkter Strohut. Die Füße stecken in zierlichen Absatzschuhen aus Gummi, in denen man sogar schwimmen können soll — wenn man kann! Ein zum Niesen buntes Sonnenschirm mit dazu gehöriger Handtasche aus gleichem Stoff — in Markttaschenformat — zur Aufnahme der Badewäsche und des Käsebrötchens bestimmt, vervollständigt das Kostüm der modernen Sonnenbadende. Reck und unwiderstehlich, lautet die Parole! Natürlich muß man sich fürs Wasser dann noch einmal umkleiden. Aber wie gerne . . . An Stelle der Strandanzüge findet man vielfach nur Strandwesten aus Frottierstoff oder buntdruckter Kunstseide, die über dem Badeanzug getragen werden und aus dem Wasser ein Luftkostüm machen sollen.

Nach dem Sonnenbad kommt der Badeanzug zu seinem Recht. Aus reiner Wolle muß er in diesem Jahr schon sein und mindestens seine zwanzig Mark gekostet haben, sonst kann es nichts Ordentliches sein. Meist sind es Markenfabrikate, diese Badeanzüge, die fast so viel kosten wie ein Kleid, die Fabrikmarke ist eingestickt am Gürtel oder am rechten Hosendeckel — oder war's das Linke? —, im übrigen unterscheidet er sich von gewöhnlichen Anzügen nur dadurch, daß er noch teurer ist. Bunt sind diese modernen Badeanzüge, zweifarbig ist das mindeste, quer und längs gestreift, gepunktet und gestreut, mit geometrischen Figuren oder mit stamfischen Glückszeichen bedeckt, immer aber mit Gürtel in Taillehöhe. Die Tricot's sind einteilig oder zweiteilig, aus Höschen und Kasack bestehend, der entweder über oder unter der Hose getragen wird. Die Badekappe aus Gummi, die wie ein moderner Hut garniert ist, hat farblich mit dem Anzug zu harmonieren, ebenso der Bademantel. Großmustrige Frottier- oder Chenillestoffe bilden das Material dieser Bademäntel, die wie ein moderner Straßenmantel geschnitten sind mit hochstehendem Kollragen und Riesenschellen. Eine besonders elegante Neuheit bilden die abgefütterten Bademäntel, außen bunte Waschseide, innen einfarbiger Frottierstoff.

So ein Badestrand von heute schaut eigentlich eher aus wie ein Maskenball, auf dem die Hosenvolle entschieden bevorzugt wird. Bunt und phantastisch ist das Gesamtbild. Allerdings wird man unter all diesen gepuzten Badenigen kaum geübte Schwimmerinnen vermuten dürfen. Hier gilt das selbe wie beim Wintersport: Wer sich am meisten herausputzt, kann am wenigsten. Die den Sport lieben und meistern, legen dem Kostüm keine besondere Bedeutung bei. Zu all den überleganten Badekostümen gehört notwendigerweise ein groteskes Gummitier zum Aufblasen, das die mondäne Badende über Wasser hält. A. K r e k o w.

Gedenktage.

12. Juni. Zum 100. Geburtstag Johanna Spyri. „Die geschickte liebe Frau“ nennt C. F. Meyer Johanna Spyri mehrfach in seinen Briefen, und als solche hat sie sich mit ihren Jugendschriften in viele tausend Herzen eingeschrieben. Sie wurde am 12. Juni 1829 in Hirtzel bei Zürich als Tochter der Dichterin Meta Heusser-Schweizer geboren und heiratete 1852 den Rechtsanwalt Spyri in Zürich. 1879 trat sie zuerst mit ihrem Buche „Heimatlos“ hervor, dem dann ein große Reihe weiterer Jugendschriften folgten. Bekannt wurden besonders „Heidis Lehr- und Wanderjahre“ und „Heidi kann brauchen, was es gelernt hat“. Die Bücher hatten durchweg großen Erfolg, und C. F. Meyer schreibt gelegentlich in einem Brief, nachdem er von der Auflage seines „Pescara“ gesprochen: „Aber was will das sagen gegen Frau Spyri, die neulich hier war und mir erzählte, sie werde je in Auflagen von 5000 gedruckt. Das tun wir ihr nicht nach . . .“ Johanna Spyri starb am 9. Juni 1901 in Zürich. Erinnerungen aus ihrer Kindheit veröffentlichte 1920 Anna Ulrich.

Aus aller Welt.

Der Mord an der ägyptischen Prinzessin Schidi Mowhed ist augenblicklich die Sensation von Wien. Der Dragonerrittmeister Gartner erschöpfte seinerzeit mitten in einem Konzert die exotische Prinzessin, mit der er befreundet war. Der Prozeß der ganz Wien in Spannung hält und interessante Enthüllungen verspricht, wird durch das Titelbild der neuesten Nummer des „Illustrierten Blattes“ (Nr. 24) wirkungsvoll illustriert. Ein weiterer Prozeß, der die Leser beschäftigt, ist das Wiederaufnahmeverfahren Jakubowski. Die Bilder zeigen die Angehörigen des Hingerichteten. Die regelmäßige ausländische Berichterstattung führt diesmal nach Sibirien. Lubinski erzählt von einem neuen sibirischen Kurort, Schira, einem streng organisierten Erholungsheim der Sowjets. Durch künstliche Anpflanzungen ist ein blühender Ort aus dem Nichts geschaffen worden. Die Badezeit erstreckt

allerdings wegen des rauhen Klimas nur über drei Monate. Eine Fülle bewegter und heiterer Aufnahmen von den letzten englischen Wahlmanövern bringt die englische Berichterstattung. Noch heute beschäftigt sich die Phantasie mit dem Wundergeiger Paganini. Der römische Berichterstatter erzählt von seiner Geige. Bilder aus dem Theater- und Filmleben berühren die letzten Ereignisse aus der Kunstwelt, während eine reizende Plauderei und zahlreiche lustige Aufnahmen sich mit den neuen Schaufensterwachsgruppen Berlins besetzt. Die reichhaltige Nummer ist vom Beginn der Woche ab zu haben.

Fischfang mit elektrischem Strom in Westfalen. Im Regierungsbezirk Münster wurde kürzlich der erste Versuch gemacht, nicht ablaßbare, mit Wasser angefüllte Sandgruben, die mit Fischen besetzt worden waren, mittels elektrischen Stromes abzufischen. Zum Fischfang wurde ein starker, von hölzernen Schwämmern in etwa 10 cm Tiefe gehaltener und langsam in gestrecktem Zustande durch das Wasser gezogener Kupferdraht benutzt, der von der Hochspannungsleitung aus mit Wechselstrom von etwa 220 Volt und 20 bis 40 Ampere beschickt wurde. Die bald nach dem Einschalten des Stromes hochkommenden und betäubten Fische wurden vom Boot aus mit Keschern aufgelesen. Das Abfischungsergebnis betrug etwa 3 Zentner Karpfen von 3—5 Pfund und ½ Zentner Hechte von ½ bis 7 Pfund bei einer Wasserfläche von zusammen etwa 4 Morgen. Nach diesem Erfolge scheint es in volkwirtschaftlichem Interesse angebracht zu sein, die Methode des Fischfanges mit Elektrizität in geschlossenen Gewässern nach Einholung der gesetzlichen Genehmigung des Regierungspräsidenten durch weitere Versuche über seine Wirkung auf Fische und Fischnährtiere zu erproben.

Schädigungen und Krankheiten der Feldfrüchte 1928. Während die Brandkrankheiten am Getreide, die Blattroll- und Kräuselkrankheit sowie die Schwarzbeinigkeit an Kartoffeln gegenüber dem Jahre zuvor zum Teil recht erheblich zugenommen haben, ist die Rostkrankheit am Getreide um mehr als die Hälfte und die Kartoffelfäule sogar auf rund 5 v. H. der im Vorjahre gemeldeten Fälle zurückgegangen. Die Steigerung der Meldungen über tierische Schädlinge von 14 600 im Jahre 1927 auf 15 455 im Berichtsjahre, also um beinahe 6 v. H., ist durch das stärkere Auftreten fast aller tierischen Schädlinge hervorgerufen, in erster Linie der Mäuse, dann der Munkelfliegen, der Engerlinge sowie auch des Wildes. Nur in wenigen Regierungsbezirken, so vor allem in Schleswig, dann aber auch in Breslau, Stade und Sigmaringen, sind die Mäuse in geringerem Maße vorhanden gewesen. In einer großen Zahl von Bezirken, besonders in den Regierungsbezirken Potsdam-Berlin, Stettin, Köslin, Magdeburg, Merseburg, Hildesheim, Lüneburg, Arnsberg, Kassel, Koblenz, Trier sind sie zu einer Plage geworden. Die Zahl der Gesamtmeldungen würde noch wesentlich größer sein, wenn nicht die Meldungen über das Vorkommen der Ackerschnecke auf ungefähr ein Drittel der des Vorjahres zurückgegangen wäre. Von den nicht genannten Schädlingen wurde vielfach die Raupe der Gammaule auf Kartoffeln und Zuckerrüben erwähnt.

Eine Vogel-Musterehe. Solche Ehen sind übrigens unter den Vögeln nicht so selten wie bei manchen anderen zwei-, vier- und mehrbeinigen Tieren. Besonders glücklich aber ist die Ehe bei dem auf der Insel Neuseeland lebenden Hupavogel, vielleicht weil sie gewissermaßen eine Vernunftehe darstellt. Männchen und Weibchen sind nämlich vollkommen aufeinander angewiesen, wenn es sich um die doch so wichtige Beschaffung der Nahrung handelt. Das Männchen muß mit seinem starken, aber kurzen Schnabel Löcher in die Baumrinde schlagen, wie es unsere Spechte auch machen; aber nur das Weibchen kann mit seinem langen Schnabel in die Löcher hineinlangen und so die unter der Rinde befindlichen Insekten greifen und herauschaffen. Zum Löcher schlagen wäre sein Schnabel viel zu schwach, und das Männchen wiederum muß an Nahrung das nehmen, was ihm das Weibchen überläßt. Junggesellen oder Jungesellinnen wären unter diesen Vögeln unmöglich.

Fröhliche Ecke.

Das gewissenhafte Kind! Lucy: „Mutti, darf ich die Äpfel haben?“

Mutter: „Ja, mein Kind.“

Lucy: „O, ich freue mich, daß du ja sagst.“

Mutter: „Warum? Bist du so hungrig?“

Lucy: „Nein, ich habe sie schon gegessen.“